

# Beilage zum Halleschen Tageblatt.

## Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich.

Dem mehrfach erwähnten Buche des Dr. Moritz Busch entnehmen wir im folgenden einige Aufzeichnungen aus den Tagen im Verfall des Jahres 1871. Eines Tages bei Tübingen — so notierte unser Gewährsmann — als der Fürst Bismarck und Doo Müller zugegen waren, erzählte der Chef, daß er ein einziges Mal versucht, auf Grund seiner Meinung von Staatsgeheimnissen in Papieren zu spekulieren, daß es ihm dabei aber nicht geglückt. „Ich erhielt in Berlin“, so berichtete er, „den Auftrag, wegen der Neuenburger Gesandtschaft mit Napoleon zu sprechen. Es muß im Frühjahr 1857 gewesen sein. Ich sollte ihn fragen, wie er sich zu der Sache stelle. Nun wußte ich, daß er sich nämlich äußern würde, und daß dies einen Krieg mit der Schweiz bedeutete. So ging ich, als ich durch Frankfurt kam, wo ich damals wohnte, in Richtung, den ich kannte, und sagte ihm, er solle ein Papier, das bei ihm lag, verkaufen. Es wollte nämlich dann nicht in die Höhe. — „Das würde ich nicht thun“, sagte Bismarck, „das Papier hat gute Ansichten, das werden Sie lesen.“ — „Ja“, sagte ich, „aber wenn Sie wüßten, was ich weiß, so würden Sie anders denken.“ Er erwiderte, das möchte sein, wie es wollte, er könnte nicht zum Verkauf raten. Ich aber wußte es besser, verkaufte meine Papiere und reiste ab. In Paris war Napoleon sehr mit und liebenswürdig. Zwar in den Wünschen des Königs, durch Beschäftigung und Vorträge nachzugehen zu dürfen, konnte er nicht willigen, da das in Frankreich zu viel Aufregung hervorrufen würde. Sonst aber billigte er das Unternehmen vollkommen. Es konnte ihm nur lieb sein, wenn das Volk der Demofkraten ausgenommen würde. So weit hatte ich also Erfolg gehabt. Aber ich hatte nicht auf unsere Politik in Berlin gerechnet, die sich inzwischen anders besonnen hatte — vermuthlich mit Rücksicht auf Dreyerichs — und so wurde die Sache aufgegeben. Es kam nicht zum Kriege. Mein Papier aber liegt von da an fortwährend, und ich habe nur zu bedauern, daß es nicht mehr das meine war.“

Es wurde erwähnt, daß die Villa Casarelli für die Gesandtschaft in Rom angekauft worden sei, und Bismarck und Aleten erklärten sie für sehr schön. Der Kanzler sagte: „Ach ja, wir haben auch sonst schöne Häuser, auch in Paris und London. Das in London ist nur nach wissenschaftlichen Begriffen zu sein. Vermuthlich hat so wenig Raum, daß er, je nachdem er empfängt oder arbeitet oder sonst eine Funktion hat, das Zimmer räumen muß. Sein Sekretärsekretär hat im Hause eine bessere Stube als er.“ — „Das in Paris ist schön und wohlgelegen. Es ist wohl das beste Gesandtschaftshaus in Paris und repräsentiert einen hohen Werth, so daß ich mir schon die Frage gestellt habe, ob wir es nicht verkaufen und dem Gelehrten die Fünfen des Kapitals, das wir dafür kriegen könnten, als Wohlthätigkeitsbeitrag geben sollen. Drittens Millionen Franken, die Ihnen davon, das würde eine hohe Aufbesserung seines Gehalts sein, der nur hunderttausend Franken betrug. Aber wie ich mir näher überlegte, ging es doch nicht. Es scheidet sich nicht, es ist eines großen Staates nicht würdig, wenn seine Gesandten über dem Meer wohnen, wenn sie Emmissionen ausgelegt sind und wenn bei einem Unlug Staatschriften in Starren über die Straße gefahren werden. Wir müssen eigene Häuser haben, und wir sollten überall wohnen.“ — „Mit dem in London hat es übrigens eine eigene Bewandnis. Das gehört dem Könige, und es kommt da ganz auf die Energie zu, mit welcher der betreffende Vorgesetzte sein eigenes Interesse wahrzunehmen weiß. Es kam da geschah, daß der König gar keine Miethe kriegt, und — es geschieht öfters in Berlin.“ — „Der Chef lobte Napier, den früheren englischen Gesandten in Berlin. „Es ging sich sehr gut mit ihm um“, bemerkte er. „Auch Buchanan war gar, zwar trocken, aber zuverlässig. Jetzt haben wir Verlust.“ — Die Stellung eines englischen Gesandten in Berlin hat ihre besonderen Aufgaben und Schwierigkeiten, schon wegen der verwandtschaftlichen Verhältnisse. Sie verlangt viel Zeit und Aufmerksamkeit.“ (Wohl eine stiftschweizerische Bemerkung, daß Verlust dieses Verlangens nicht erfolge.) Der Minister lenkte dann (vielleicht um das Wesen des damaligen Vertreters Ober britischen Majestät noch deutlicher zu bezeichnen) die Rede auf Gramont, wobei er sagte: „Der und Aletier sind mit auch die Reden. Wenn mir das passiert wäre, so wäre ich, nachdem ich schon Unglück erlitten, doch wenigstens in ein Regiment getreten, mein Name auch Frankreich genossen, und wenn ich darüber geklagt worden wäre. Der große, starke Gramont hätte gar gut zum Kriegsgewerbe.“ Aletier erwähnte, wie er in Rom in einem blauen Sammetanzug auf der Jagd gewesen. „Ja“, versetzte der Chef, „ein guter Jäger ist es. Dazu hat er den robusten Muskelbau. Er würde den tüchtigsten Revolverfechter abgeben haben. Aber als Minister des Auswärtigen — man begreift kaum, wie Napoleon ihn dazu nehmen konnte.“

Dem Fränkischen erwiderte Aletier mit verschämten Worten. Er fragte Bismarck, wie er aussehe. „Bismarck“, Herr Geheimrath. Aber die Rede hier auf der einen Seite ist länger als die auf der anderen.“ — „Das schadet nichts. Die soll so sein, die trag ich immer. — Sonst aber finden Sie nichts auszuwenden.“ — „Es ist ganz vortrefflich geraten, Herr Geheimrath.“ Vergnügt schied ganz der alte Herr hinaus, während Hauptfeld ihm mit verunmütheter Miene nachsah. —  
Später gab der Chef Aletier Instruktionen in Betreff des Vortrages, den er statt seiner dem Könige halten sollte.

„Und sagen Sie Seiner Majestät auch,“ so schloß er, „wenn wir in London (auf der bevorstehenden Konferenz zur Revision des pariser Friedens von 1856) einen Franzosen zulassen, so sollte das eigentlich nicht sein, da er eine Regierung vertritt, die von den Mächten anerkannt ist und nicht lange existieren wird. Wir können es Russland zu Gunsten für diese Frage thun, aber wenn er von anderen Dingen zu reden anfängt, so muß er hinaus.“ —

Der Chef erzählte dann folgenden Vorgang: „Deute, als ich bei Napoleon gewesen, machte ich einen Gang, der nützlich sein wird. Ich ließ mir im Schlosse die Gemächer Marie Antoinette's zeigen, und dann dachte ich: Du sollst doch einmal sehen, was die Verwundeten machen. Ich fragte einen der Wärter: „Haben die Leute denn auch zu leben?“ — „Na, das wäre nicht viel, so ein bißchen Suppe, die Bouillon sein sollte, mit Brodtrüthen und Reisfernern, die nicht weid geschäft wären. Sigmund wäre wenig dabei.“ — „Und wie sieht's mit dem Wein?“ fragte ich, „und bekommt Ihr Bier?“ — „Wein hätten sie den Tag etwa ein halbes Glas bekommen, sagte er. Ich erkundigte mich bei einem Alerander, der hatte gar keinen Gedächtniß. Dann ein Dritter, der sagte, bis vor drei Tagen hätte es weichen gegeben, seitdem nicht mehr.“ — „So frage ich mehrere, im Ganzen wohl ein Dutzend, bis auf die Polen, die mich nicht verstanden und ihre Freude, daß sich Jemand um sie kümmerte, bloß durch Laufen äußerten.“ — „Also die armen Verwundeten Soldaten bekamen hier nicht, was sie haben mußten, und dabei war es sehr kalt in den Zimmern, weil nicht eingepfeift werden sollte, damit die Alerander an den Wänden nicht Schaben litten. Als ob das Leben eines einzigen von unseren Soldaten nicht mehr werth wäre als der ganze Bildersaal im Schlosse.“ — „Und der Diener sagte mir, daß die Dampfen nur bis um elf brannten und daß die Leute dann bis zum Morgen im Dunkeln lagen.“ — Vorher sagte ich noch einen Unteroffizier gesprochen, der am Fusse verwundet war. Er sagte, er möchte zufrieden sein, obwohl es besser sein könnte. Auf ihn nahm man wohl Rücksicht, aber die Alerander! Ein bairischer Johanniter, der sich jetzt ein Herz faßte, sagte mir, daß Wein und Bier gekostet worden, aber wahrscheinlich irgendwo zur Hälfte oder mehr hängen geblieben sein würden, desgleichen warme Sachen und andere Bedürfnisse. Ich ließ mich nun zu dem Chefarzt bringen. „Wie sieht es mit der Verpflegung der Kranken?“ fragte ich. „Und, bekommen sie gehörig zu essen?“ — „Hier ist der Speisezettel.“ — „Der kann mir nichts helfen. Die Leute essen kein Papier.“ — „Und bekommen sie Wein?“ — „Täglich einen halben Liter.“ — „Entschuldigend Sie, die Leute sagen, es sei nicht wahr.“ Ich habe sie gefragt, und es ist kaum anzunehmen, daß sie liegen, wenn sie sagen, daß sie keinen bekommen haben.“ — „Hier der Herr ist mein Zeuge, daß Alles ordentlich und nach Vorschrift zugeht. Kommen Sie mit mir, und ich will sie in Ihrem Beisein befragen.“ — „Ich werde mich hüten, aber es wird dafür gezeigt werden, daß sie durch den Alerander befragt werden, ob sie das erhalten, was an den Inspektoren für sie gelangt.“ — „Darin läge ja ein schwerer Vorwurf auch für mich,“ sagte er. — „Ja“, erwiderte ich, „allerdings — aber ich werde Sorge tragen, daß die Sache amtlich untersucht wird und bald.“ —

Später sagte er hinzu: „Wir haben besonders zwei Klassen, wo Unterthätigkeit vorkommen; das sind die Welschwürmer, die mit dem Proviant zu thun haben, und die Baubeamten, vorzüglich die bei den Wasserbauten. Dann leider auch bei den Alerander. Ich erinnere mich, daß vor nicht langer Zeit — es muß etwa anderthalb Jahre her sein — eine große Unterjochung wegen Betrügern bei der Bestellung zum Militär schwabte, in die zu meinen Erlaunen wohl dreißig Alerander verurtheilt waren.“ —

Später bemerkte der Kanzler, die Franzosen müßten jetzt in einem der Forts auf unserer Seite zwei sehr große Geschütze haben. „Man hört es am Schall, der viel stärker ist. Sie können sich aber damit selbst schaden. Wenn sie recht stark laden, so schlägt das Nohr entweder um und schießt ihnen in die Stadt hinein, oder es zerpringt! freilich kann's ihnen auch glücken und dann die Kugel bis zu uns nach Versailles fliegen.“ —

Ich weiß nicht, über welche Mittelglieder das Gespräch zu den Begriffen Enwells, Snobs und Cochnes gelangte, die dann ausführlich besprochen wurden. Der Chef bezeichnete einen Herrn von der Diplomatie als Enwell und bemerkte dann: „Das ist doch ein schönes Wort, welches wir im Deutschen nicht wiedergeben können. In Stutzer, aber es enthält zugleich die gehobene Brust, die Aufgeschlossenheit. Snob ist ganz was Anderes, was sich bei uns aber auch nicht recht ausdrücken läßt. Es bezieht sich verschiedene Dinge und Eigenschaften, doch vorzüglich Eigensinnigkeit, Beschränktheit, Befangenheit in lokalen und Standesansichten, Abgeschlossenheit. Ein Snob ist etwa ein Pfahlsitzer. Doch geht das nicht ganz. Es kommt noch Befangenheit in Familieninteressen hinzu — enger Gesichtskreis beim Urtheil über politische Fragen — eingeklemmt in unangenehmen Einbildungen und Manieren. Es giebt auch Snobs weiblichen Geschlechts und sehr vornehm.“ — „Man könnte auch von Parteinobn reden — solche, die bei der großen Politik nicht aus dem Regeln des Privatrechts herauskommen — Fortschrittssnob.“ — „Cochnes ist dann wieder was Anderes. Das geht mehr

\*) Es sollte sich nachträglich heraus, daß von dem Verdacht, der hier nicht ohne reichliche Veranlassung durch den Ansehen der Dinge, ausgesprochen wurde, zuletzt wenig mehr übrig blieb als ein Mangel in der Krankenverpflegung im Allgemeinen und die Unvollständigkeit und Unrichtigkeit des Ministers, um bereitwillig ich mir diese Episode notierte.

auf die Londoner. Da giebt es Leute, die nie aus den Mauern und Gassen, nie aus brick and mortar herauskommen, nie was Grünes gesehen haben, die immer nur das Leben in diesen Gassen kennen gelernt haben und den Klang der Bow Bells gehört. Wir haben Berliner, die auch niemals von da weggegangen sind. Aber Berlin ist eine kleine Stadt gegen London und auch gegen Paris, das ebenfalls seine Cochnes hat, nur heißen sie da anders. — In London sind Hunderttausende, die niemals was Anderes gesehen haben, als die Stadt. In solchen großen Städten bilden sich Ansichten, die verärfen sich und verärfen und werden dann Vorurtheile für die darin Lebenden. In solchen großen Mittelpunkten der Bevölkerung, die von dem, was außer ihnen ist, keine Erfahrung und so keine richtige Vorstellung haben — von Mangel keine Ahnung — ersticht diese Beschränktheit, diese Einfältigkeit, Einfalt ohne Einbildung ist zu ertragen. Aber einfältig sein, unpraktisch und dabei eingebildet, ist unerträglich. — Die Leute auf dem Lande sind viel mehr darauf angewiesen, das Leben zu nehmen, wie es ist und wächst. Sie mögen weniger Bildung haben, aber was sie wissen, das wissen sie ordentlich. Es giebt übrigens auch Snobs auf dem Lande. Sehen Sie mal, (zu Putbus) so ein recht tüchtiger Jäger, der ist überzeugt, daß er der erste Mann der Welt ist, daß die Jagd eigentlich Alles bedeutet, und daß die Leute, die davon nichts verstehen, nichts sind. Und so Einer auf einem Gute weit draußen, wo er Alles ist und die Leute ganz von ihm abhängen — wenn er vom Lande auf den Marktplatz kommt, und er hier vor den Leuten in der Stadt nicht das gilt, was er zu Hause ist — da wird er verdrießlich und fest sich auf seinen Holsack und kammert sich mürrisch um nichts weiter als um seine Walle.“ —

Später verlor sich die Unterhaltung in Geschichten von Pferden und equestrierten Leistungen. Der Chef erzählte von seiner braunen Stute, von der er anfangs nicht viel gehalten, die ihm aber bei Sedan dreizehn Stunden getragen, „wenigstens zwölf Meilen weit“, und die dann am andern Tage noch brauchbar gewesen. Er kam dann auf andere Heiterkeiten, z. B. wie er einmal auf einem Ritt mit seiner Tochter an einen Graben gelangt, den er selbst mit seinem Pferde nicht habe überspringen können, den die Comtesse aber, weil das Pferd einmal im Zuge gewesen, ganz gut genommen habe u. s. w. —

Beim Thee äußerte Keubell, ich sollte eigentlich nicht bloß die Eingänge und Concepte politischen Inhalts, die der Chef mir gabe, sondern alle zu sehen bekommen, und er wolle mit Aleten, der hier die Stelle des Staatssekretärs inne hat, darüber sprechen, was ich mit vielem Danke annahm. Bucher erzählte mir, daß der Minister heute im Salon beim Kaffee einen sehr interessanten Vortrag gehalten. Der Fürst von Putbus habe von seiner Neigung gesprochen, sich auf Reisen in weit entfernte Länder zu begeben. „Ja, da könnte Ihnen geholfen werden“, hatte der Chef dazu bemerkt. „Man könnte Sie beauftragen, den Kaiser von China und dem Thailum von Japan die Gründung des deutschen Reiches zu notificiren.“ Darauf aber habe er im Hinblick auf die Zukunft und natürlich mit Beziehung auf seinen Geist sich in längerer Rede über die Pflichten der deutschen Aristokratie verbreitet. — Der hohe Adel müsse Staatsgefühl haben, seinen Beruf erkennen, den Staat im Treiben der Parteien vor Schwankungen zu bewahren, einen festen Halt bilden u. dergl. Es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man sich mit Stroussberg associirte, aber dann sollten die Herren doch lieber gleich Bankiers werden. — Ob der Fürst dafür wohl das volle Verhältniß gehabt hat, und ob er, wenn das der Fall ist, sich danach einrichten wird? —

Beim Thee erzählte mir Hauptfeld allerhand Interessantes aus seinen Erlebnissen und Beobachtungen in Paris. Napoleon hat 1866 in Betreff Sachsens zu Goltz gesagt, eine völlige Einverleibung könne er nicht zugeben, aber wenn nur der Name und ein kleiner Theil des Königreichs, Dresden mit einigen Quadratkilometern als Umgebung etwa, erhalten bliebe, so wäre er's zufrieden. Wenn das richtig, so habe ich Grund anzunehmen, daß der Chef widersprechen hat, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. — Die Kaiserin habe Goltz anfangs nicht anstehen können, und zwar aus folgenden Gründen. Prinz Neuf habe während des Interimismus zwischen Goltz und seinem Vorgänger den Gesandten vertreten, und der Hof habe ihn sehr hoch gehalten, schon weil er aus fürstlicher Familie. Eugenie würde es sehr gern gesehen haben, wenn er Vorgesetzter geworden wäre, er habe indess nach Brüssel gehen müssen, und die Kaiserin habe das als von Goltz veranlaßt aufgefaßt und diesen nun gehäßt, ihm mit auffallender Kälte begegnet, ihn nicht zu ihren intimen Circeln gezogen und ihn bei festlichen Gelegenheiten nur begrüßt, nicht mit ihm gesprochen. Darüber sei er, der sich in sie verliebt gehabt, oft in förmliche Wuth gerathen. Einmal, als er mit ihm in einem solchen Circel gewesen, zu dem sie ihn doch eingeladen, habe sie nachgedrungen etwas zu ihm sagen müssen, in ihrer Verlegenheit aber sei ihr nichts als die Frage eingefallen: „Was macht denn Fürst Neuf?“ Da habe Goltz bei der Heimfahrt in seinem Grunne schredlich getobt und sie mit — einem schlimmen Epitheton belegt. —

Später jedoch habe sich das Verhältniß zwischen dem Weiden günstiger gestaltet, und zuletzt habe Goltz auch mit dem Kaiser auf so gutem Fuße gestanden, daß er, Hauptfeld, der Meinung sei, wenn jener 1870 noch gelebt hätte, so würde es keinen Streit zwischen uns und Frankreich gegeben haben. — Ich fragte, was für eine Frau die Kaiserin sei. Er erwiderte: „Sehr schön, nicht über Mittelgröße, herrliche Schultern, blond, mit viel natürlichem Verstand, aber wenig gekult und wenig Interesse an geistigen Dingen.“ Sie habe ihn mit anderen



Herrn einmal durch ihre Zimmer geführt, selbst in ihr Schlafzimmer, aber nirgends sei da ein Buch oder eine Zeitung zu sehen gewesen.

Beim Frühstück besprach man die Möglichkeit eines Rücktritts des Kaisers in allem Ernste, dann in Scherz die eines Ministeriums. „Der eine Art Minister abgeben würde“, dann wieder in halbem Ernste die eines Bundeskanzlers. Delbrück der, ein sehr geschickter Mann, aber kein Politiker“ sei. Ich hielt es für absolut undenkbar, daß man den Chef je abgeben lassen werde, wenn er um seine Entlassung bäte. Man meinte, es sei doch möglich. Ich sagte, dann wäre es keine vier Wochen, so müßten sie ihn wieder rufen. Bücher bezweifelte, daß er in solchen Fällen kommen würde, und sagte positiv, so weit er ihn lenne, werde er, einmal abgetreten, nicht wieder annehmen. Er fühlte sich in Varzin, fern von Geschäften und Verdruß aller Art, gar zu wohl. Am liebsten sei er in Wald und Feld. „Glauben Sie mir“, hätte die Gräfin einmal zu ihm gesagt, „eine Waise (was würde) interessiert ihn mehr als ihre ganze Politik“ — „Ich bin doch mit einiger Vorsicht annehmen und auf gelegentliche Stimmungen beschränken wollen.“

Aufstaus brachte das Gespräch dann auf das nahe Fest und meinte, es sei doch hübsch, daß die Leute in den Lagereihen auch ihren Weihnachtbaum haben sollten. Es werde dafür gesammelt, und man habe schon zweitausendfünfhundert Franken bekommen. „Auch und ich haben gezeichnet“, fuhr er fort. „Dann hat man es auch dem Großherzog von Weimar vorgelegt, und der hat dreihundert Francs gegeben, der Koburger zweihundert.“ — „Er hat es so einrichten müssen, daß er nicht mehr als Weimar und nicht weniger als Pless schrieb.“ — „Butkus äußerte, man werde die Liste auch seiner Majestät vorlegen, worauf der Chef bemerkte: „Nun, mir werden Sie die Befestigung daran doch auch gefallen?“

Abelen berichtete dann von der Predigt, die Rogge in der Schloßkirche gehalten, und meinte, er habe zu viel aus der Reichstagsdeputation gemacht, woran er einige geringfügige Auslassungen über den Reichstag überhaupt knüpfte. — Der Chef erwiderte: „Dieser Meinung bin ich doch nicht — gar nicht. Die Leute haben uns eben wieder hundert Millionen bewilligt, und sie haben trotz ihrer doktrinarischen Ansichten die Verträge von Versailles gut geheißen, was Manchem sehr schwer gefallen sein wird. Das ist doch anzuerkennen. Nein, ich kann nicht so urtheilen. Ich bin bloß über Delbrück ärgerlich, der mir Angst machte, sie würden nicht darauf eingehen.“

Der Geheimrath kam dann auf die Vorgänge, die in Eins kurz vor Ausbruch des Krieges stattgefunden hatten, und erzählte, der König habe nach einer gewissen Depesche geäußert: „Na, nun wird auch er (Bismarck) mit uns zufrieden sein.“ „und ich glaube“, setzte Abelen hinzu, „daß Sie zufrieden waren.“ Nach der Antwort, die der Kanzler gab, war es eine getheilte Zufriedenheit gewesen. — „Ich besinne mich“, sagte er, „wie ich in Varzin die Nachricht bekam. Ich war gerade ausgefahren, und wie ich zurückkam, fand ich das erste Telegramm. Wie ich dann abreiste, fuhr ich bei unserem Kaiser vorbei — in Buszow. Der stand gerade vor seinem Thronem und grüßte. Ich sagte gar nichts zu ihm und machte es bloß so (Bewegung eines Ausrufes) — Einhalten. Er verstand mich und ich fuhr weiter.“ — Er erzählte dann von den Schwankungen der Sache bis zu einer gewissen Wendung, auf welche die Kriegserklärung gefolgt sei.

Der Chef erzählte dann, daß die Waage an der Wohnung des Lepstern, ein Pole, ihn neulich Abends nicht habe ins Haus lassen wollen; erst als er sich mit ihm auf politisch verständlich, sei der Mann anderen Sinnes geworden. „Auch in Vagareh“ setzte er hinzu, „versuchte ich vor einigen Tagen mit politischen Soldaten zu sprechen, und sie sahen sehr verklärt aus, als sie den Herrn General ihre Mutter sprache reden hörten. Schade, daß ich damit nicht fort konnte und mich abwenden mußte. Es wäre vielleicht gut, wenn ihr Lehrer mit ihnen sprechen könnte.“

Bismarck, da kommen Sie mir wieder mit dem, was Sie mir schon mehrmals gesagt haben“, erwiderte lächelnd der Kronprinz. „Wein, ich mag aber nicht, ich will's nicht mehr lernen.“

„Aber es sind doch gute Soldaten, königliche Hobeit“, entgegnete der Kanzler, „und brave Leute.“ — „Reinlich sind uns nur der größte Theil der Geschlichen, dann der Abel mit seinen Tagelöhnern und was dahin gehört. So ein Gehlmann, der selber nichts thut, füttert eine Menge Leute, Diener aller Art, die auch Schlachtfeldhühner sind, aber seine Bedienten, Köche, Schreiber machen. Die hat er für sich, wenn er aufsteht, und die Tagelöhner, die Komornisten. Die freien Bauern thun nicht mit, auch wenn der Priester, der immer gegen uns ist, sie aufwiegelt.“ — „Das haben wir in Polen gesehen, wo die polnischen Regimenter nur deshalb weggezogen werden mußten, weil sie gegen ihre Landsleute zu graulich waren.“ — „Ich erinnere mich, nicht weit von unserer Gegend, in Pommern, war einmal Markt, wo viele Russen sich eingefellt hatten. Da kam's bei einem Handel zum Streit, weil ein Deutscher zu einem Russen gefagt hatte, er wolle ihn die Kuh nicht verkaufen, weil er ein Pole wäre. Das nahm er sehr übel.“ „Du sagst, ich bin toll, nein, ich bin Prussack wie Du.“ — „und daraus entwickelte sich, indem andere Deutsche und Polen sich hineinmischten, die schönste Prügelei.“

Der Chef fügte dann in diesen Zusammenhänge noch hinzu, daß der große Kurfürst so gut polnisch wie deutsch gesprochen hätte, und die späteren Könige hätten ebenfalls polnisch verstanden. Erst Friedrich der Große habe sich damit nicht abgegeben; der habe aber auch besser französisch wie deutsch gesprochen.

„Das mag Alles sein, aber ich will nicht mehr polnisch lernen, sie müssen deutsch lernen.“ und damit hatte die Erklärung dieses Gegenstandes ein Ende.

Der Kronprinz brachte darauf das Gespräch auf das Schiffrun und beschrieb, ob das schwer sei. Der Minister setzte ihm die Handgriffe dieses Gewerbes aus-

einander und fuhr dann fort; „Wenn man z. B. das Wort „aber“ hiffiren will, so schreibt man die Zahlengruppe für „Abeten“ und läßt dann die folgen, welche „Streiche“ die beiden letzten Silben“ bedeutet. Danach setzt man die Schiffe für „Berlin“ und läßt den Reher wieder die letzte Silbe streichen.“ So hat man „aber“.

Zuletzt, beim Desser, zog der Kronprinz eine kurze Tabakspfeife mit Porzellanstopf, auf dem ein Adler, aus der Tasche und zündete sie sich an, während wir Andern uns Cigarren anstaketen.

Nach Tisch gingen der Kronprinz und der Minister mit den Räthen in den Salon zum Kaffee. Nach einer Weile wurden wir — ich und die Sekretäre — durch Abelen aus dem Bureau geholt, um dem zukünftigen Kaiser vom Chef förmlich vorgestellt zu werden. Das ließ indeß wohl eine Viertelstunde auf sich warten, da der Kanzler mit dem Kronprinzen in ein Gespräch vertieft war. Sein hoher Gast stand dabei in der Ecke zwischen dem Piano der Madame Jette und dem einen Fenster und der Chef sprach leise mit ihm, wobei er meist die Augen niedergeschlagen hatte, während der Kronprinz mit erster, fast jüngerer Niene zuhörte. Bei der Vorstellung kam zuerst Bollmann an die Reihe, dem der Kronprinz u. A. bemerkte, er lenne seine Handschrift. Dann ich. Chef: „Dr. Buch für Preffe.“ — Kronprinz: „Wie lange sind Sie im Staatsdienst?“ — „Seit Februar, königliche Hobeit.“ — Chef: „Dr. Buch war ein Sachse, Dresden.“ — Der Kronprinz äußerte, Dresden wäre eine hübsche Stadt, er wäre immer gern da gewesen. Was ich früher gemacht? — Ich hätte ich „Grenzboten“ redigirt, antwortete ich. — „Sie hätte ich oft gelesen, dann lenne ich Sie“ bemerkte er. — Und dann hätte ich große Reisen gemacht, setzte ich hinzu. — „Wo denn?“ fragte er. — Ich wäre in America gewesen und dann drei mal im Orient, sagte ich. — „Hat es Ihnen da gefallen? Wöchten Sie dahin zurück?“ — „Ja, königliche Hobeit, vor Allen nach Aegypten.“ — „Ja, das ist wahr, aber ich habe mich doch sehr zurückgezogen. Die Fäden sind schon, aber unsere deutschen Wiesen und Wälder sind mir doch lieber.“ —

Die Unterhaltung kam auf den Generalsstabsgang, der nach Hause gebracht worden, weil er gestört gewesen sei. Dort brüete er nun meist still vor sich hin, bisweilen aber breche er in lautes Weinen aus. „Ja“, sagte der Chef, „so ein Generalsstabsgang ist auch ein geplagter Mann. Unaufrichtig zu thun, immer verantwortlich, und kann nichts durchsetzen und wird immer gicanirt, fast so schlimm wie ein Minister.“ — „Ich lenne das selbst mit dem Weinen, 's ist Nervenaufregung, Weintrank.“ Den habe ich auch gehabt, in Nicolaßburg, und so stark, daß mich der Voth schickte. — „So ein Generalsstabsgang wird schlecht behandelt, ein Minister auch — allerlei Verdrießlichkeiten, Minderjährige ohne Ende. Man ließe sich das Anders gefallen, aber gute Behandlung kann man nicht erlangen.“

Als der varziner Wäldhühnerdienst auf den Tisch kam, unterhielt sich der Minister mit Lehndorf und Pfuel über die Jagd auf diese Wälder- und Stumpfwehner und seine Thaten bei solchen Sport. Später besprach man den hübsigen „Moniteur“, und der Chef bemerkte: „Da drachten sie in den letzten Wochen auch einen Roman von Heije aus Meran. Solch sentimentales Zeug gehört nicht in ein Blatt, das für des Königs Geld erscheint; denn das ist es doch. Die Verfallter wollen das auch nicht. Sie verlangen politische, rechtliche und militärische Sachen aus Frankreich, aus England, meinetwegen aus Italien, aber nicht solch süßliches Gewäsch.“ Ich bin doch auch eine poetisch angehauchte Natur, aber ich erinnere mich nicht, je auf dieses Feuilleton einen Blick geworfen zu haben, nachdem ich die ersten paar Sätze angesehen hatte. — Abelen, der die Aufnahme des Romans veranlaßt haben soll, verteidigte die Redaktion und sagte, dieselbe habe ihn der „Revue des deux Mondes“ entnommen, die doch ein angesehenes französisches Blatt sei; der Chef aber blieb bei seiner Meinung. Jemand bemerkte dann, der „Moniteur“ spräche jetzt ein besseres Französisch. — „Das mag sein“, versetzte der Minister. „Darauf aber kommt mir's nicht so sehr an. So sind wir Deutschen aber. Immer fragen wir, auch in den höchsten Kreisen, danach, ob wir Anders gefallen und bequemen sind. Wenn sie's nicht verstehen, so mögen sie Deutsch lernen.“ — „Es ist einmüde, ob eine Proclamation in schönen französischer Stil abgefaßt ist, wenn sie nur sonst passend und verständlich spricht. Vollkommen werden wir in einer fremden Sprache doch nicht. Es ist unmöglich, daß einer, der sie nur etwa dritthalb Jahre bisweilen gebraucht, sich in ihr so gut ausdrücken kann, wie Jemand, der sie vierundfünfzig Jahre immer gebraucht hat.“ — Man lobte die Steinweg'sche Proclamation ironisch und citirte wunderliche Sprachproben aus ihr, und Lehndorf sagte: „Jenes Französisch war es nicht, das muß wahr sein, aber deutlich war es.“ — Chef: „Ja, das Versehen ist ihre Sache. Wenn sie's nicht können, mögen sie sich Jemand nehmen, der's ihnen überseht. Alle Leute, die sich was nützen in ihrer Gewandtheit im Französischen, sind für uns nicht zu brauchen. Das ist aber das Unglück bei uns: wer nicht ordentlich deutsch spricht, ist schon dadurch ein gemachter Mann, besonders wenn er dafür englisch radebricht. Der alte ich (verhand Lehndorf) hat mir einmal gesagt: „Frauen Sie keinem Engländer, der das Französisch mit richtigem Accent spricht“, und ich habe das meist befolgt gefunden. Nur Odo Ruffell möchte ich ausnehmen.“

Er erzählte sodann, daß der alte Knebeck einmal zu Aller Verwunderung im Staatsrath aufgefunden sei und um das Wort gebeten habe. Nachdem er ein Weilschen dagesprochen, ohne etwas zu sagen, habe Jemand geschrien: Da habe er gesagt: „Ich bitte mich nicht zu unterbrechen“, dann sei er noch ein paar Minuten stehen geblieben, worauf er verdrücklich gekäuert: „Nun habe ich verstanden, was ich vordringen wollte“, und sich niedergelegt habe. — „Heute haben wir den Dreizehnten und auch Freitag. Sonntag der Fünfzehnte, der Achzehnte ist also Mittwoch. Da haben wir das Ordensfest, und da könnte man die Proclamation an das deutsche Volk (wegen Kaiser und Reich, eine Proclamation, die nach Bucher in der Arbeit ist) erlassen.

— Der König hat (zu Ernsthausen geredet) noch seine Bedenken wegen deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland. Er ist mehr für das Letztere. Wir scheint nicht viel Unterschied zu sein zwischen beiden Titeln. Es ist aber wie auf den Concilien das Honorificus oder Domotificus.“ — Abelen verbeistert: „Domotificus.“ — Chef: „Wir sprechen ob bei uns. In Sachjen hatten sie den Tacianus. Ich erinnere mich, da war Einer auf unserer Schule, aus Chemnitz, der las darnach (citirt einen griechischen Satz). Da sagte der Lehrer: „Halt, nein, wir sein Sie hier nicht aus Saajen.“

Die Unterhaltung ging dann in eine gelehrte Erklärung des Unterchieds zwischen den Titulaturen „deutscher Kaiser“ und „Kaiser von Deutschland“ über, und auch die Möglichkeit eines „Kaisers von Deutschen“ wurde erwähnt. Als ein Weilschen darüber verhandelt worden war, fragte der Chef, der bisher zu der Debatte geschwiegen: „Weiß einer von den Herren, was auf Lateinisch Würdich heißt?“ — „Farcimentum“ erwiderte Abelen. — „Farcimen“, sagte ich. — Chef, lächelte: „Farcimentum oder farcimen, einmüde. Nescio quid mihi magis farcimentum esset.“

Abends kam Abelen zu mir herauf, um sich die Ueberzeugung abzuholen. Er bedauerte nicht gewußt zu haben, daß ich zu Hause geblieben, man hätte dann unten für mich noch Raum gemacht. Es wäre schade, daß ich nicht dabei gewesen, da das Tischgespräch heute ein ganz besonderes Interesse gehabt habe. Der Chef habe da u. A. zu den Franzosen gesagt, consequent sein in der Politik werde häufig zum Fehler, zu Egoismus und Selbstwilligkeit. Man müsse sich nach den Thatjachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodeln, mit den Verhältnissen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurtheile wären. Als er zuerst in die Politik eingetreten, als grüner, junger Mensch, habe er sehr andere Ansichten und Ziele gehabt als jetzt. Er habe sich aber geändert, sich überlegt und sich dann nicht geirret, seine Weilsche Theilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu öffnen, um zu nützen. Man müsse dem Vaterlande nicht seine Neigungen und Wünsche aufdringen, habe er weiter bemerkt und dann geschlossen: „La patrie veut être servie et pas domine.“ Dieser Ausruf habe den pariser Herren sehr imponirt (natürlich durch die Form vorzüglich) und wurde heute gesagt: „C'est bien juste, Monsieur le Comte, c'est profond.“ Ein anderer Franzose habe ebenfalls enthusiastisch gekäuert: „Oui, Messieurs, c'est un mot profond.“ — Wüder erzählte mir dann unten noch, indem er dieses Referat befristete, daß Jahre auf die Rede des Chefs — der sie natürlich zur Beherrschung der Franzosen gehalten hat, was manche frühere Dichtrede für andere Gattie — und auf das Wohl ihrer Wahrheit und Tiefe die Bitte habe folgen lassen: „Néanmoins c'est un beau spectacle de voir un homme, qui a sa jamais change ses principes.“ Auch der Herr Geheimrathsdirektor, der ihm übriges erheißlich länger vorgenommen als Jahre, habe in Betreff des „servio et pas domine“ hinzugefügt, freilich ließe das auf Unterordnung des gemalten Anwohnens unter den Willen und die Meinung der Majorität hinaus, und die Majoritäten hätten stets wenig Verstand, wenig Sachkenntnis und wenig Charakter besessen. Der Chef aber habe darauf sehr schon erwidert, wobei er schließlich das Versehen seiner Verantwortlichkeit vor Gott als einen seiner Väterlande hergehobenen und dem droht da genie gegenüber, welches jene habe hochhalten wollen, das devot — womit er, wozu wohl das gemeint hat, was von Kant als kategorischer Imperativ bezeichnet wird — als das Vornehmere und Mächtigere betont habe.

Jemand gedachte der Rede, die Klaczko am 30. Januar in der Reichsrathsdelegation gegen ein Zusammengehen Österreichs mit Preußen gehalten, und der Enthüllung Österreichs. Lepstern hat gesagt, Bismarck habe ihn von Drimm mit Friedensvorschlagen nach Wien geschickt, die auf Folgendes hinausgelaufen seien: Abgehen von Venetien Statusquo vor dem Kriege, Abgrenzung der preussischen Hegemonie, keine Kriegsschiffen, aber Herabsetzung der Vermittlung Frankreichs beim Friedensschluß. Österreich habe den Baron Herring damit nach Wien geschickt, der sei aber von Moritz Esterhazy fühl empfangen und nach sechszehnjährigen Warten ausweichend behörden worden. Nach Nicolaßburg gereist, habe er dort schon Benedetti getroffen und die Antwort erhalten: „Sie kommen zu spät.“ Österreich kostete somit, wie Österreich hervorbricht, die französische Vermittlung dreißig Millionen Kriegsgeldschußung. — Man bemerkte, Preußen hätte den Österreichern damals wohl mehr abnehmen können, auch Land, z. B. Österreichisch-Schlesien, vielleicht Böhmen. Der Chef erwiderte: „Das ist möglich. Geld — was konnten die denn mehr geben! Böhmen wäre schon etwas gewesen, und es gab Leute, die daran dächten. Aber wir hätten uns damit Verlegenheiten aufgeladen, und Österreichisch-Schlesien war für uns nicht viel werth. Gerade dort sind die Sympathien für das Kaiserthum und die Zugehörigkeit zu Österreich größer wie anderswo. — Man muß sich bei solchen Sachen fragen, was man braucht, nicht, was man kriegen kann.“

Repertoire der Stadttheater zu Leipzig.  
Neues Theater. Montag, 11. Novbr.: „Amirob.“  
Trauerspiel von Gotfried Kinkel.  
Dienstag, 12. November: „Die Jungfrau von Orleans.“  
Altes Theater. Montag, 11. November: „Gastspiel des Weininger'schen Hoftheaters.“ „Wälpel Tell.“

Ueberlicht der Witterung (am 9. Nov. 8 u. Morg.)  
Im Westen und Nordosten ist der Aufbruch stark festgesetzt, das Minimum lag, östwärts fortschreitend, heute Morgen in Bessfalten und bedingte von Ferberow bis Helberstadt bis südrussische Nord- und Nordwestseite mit unbeständiger Witterung und am Obersteins Sidweststurm mit Regen, im übrigen Deutschland hingegen meist leichte südliche Wind: mit veränderlichem, nur im Sidosten vollständigen Wetter. Auf den britischen Inseln hat die nördliche Luftströmung nach zweideutlicher ununterbrochener Durchschalt leichten zurückkehrenden Winden Platz gemacht, bei veränderlicher Vermöhlung und sinkender Temperatur.